

SWR2 Aula

Liebe und Evolution

Die Natur eines Gefühls

Von Thomas Junker

Sendung: Montag, 26. Dezember 2016

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2016

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Service:

SWR2 Aula können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter www.swr2.de oder als **Podcast** nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/aula.xml>

Die **Manuskripte** von SWR2 Aula gibt es auch als **E-Books für mobile Endgeräte** im sogenannten EPUB-Format. Sie benötigen ein geeignetes Endgerät und eine entsprechende "App" oder Software zum Lesen der Dokumente. Für das iPhone oder das iPad gibt es z.B. die kostenlose App "iBooks", für die Android-Plattform den in der Basisversion kostenlosen Moon-Reader. Für Webbrowser wie z.B. Firefox gibt es auch sogenannte Addons oder Plugins zum Betrachten von E-Books:

Mitschnitte aller Sendungen der Redaktion SWR2 Aula sind auf CD erhältlich beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden zum Preis von 12,50 Euro.
Bestellungen über Telefon: 07221/929-26030

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Ansage:

Mit dem Thema: "Liebe und Evolution – die Natur eines Gefühls".

Wie ist das, wenn ein Evolutionsbiologe über das Phänomen der Liebe spricht? Er wird dann über gute Gene referieren, die man weitergeben muss, über gute Genmischungen, über den guten alten Darwin, über das Überleben der Gattung und den Schutz des Nachwuchses.

Klingt sehr pragmatisch und völlig unromantisch. Doch so einfach ist die Sache nicht, denn gerade die romantische Liebe mit ihren Überhöhungen und Neurasthenien hat Platz in der Evolution.

Warum, das sagt Professor Thomas Junker, Evolutionsbiologe und Buchautor.

Thomas Junker:

Warnhinweis: Es ist riskant zu lieben. Wie riskant, davon berichten die Dichter, wenn sie die Liebespaare in ihren Geschichten sterben lassen. Schließen sich Glück und Liebe aus? Nicht unbedingt. Gerade weil die Gefahren so groß sind, muss auch der Lustgewinn besonders verlockend sein. Nicht umsonst spricht man von den Wonnen der Liebe und vom Orgasmus als dem höchsten der Gefühle.

Wer wenig riskiert, der wird meist nur wenig gewinnen. Wer viel riskiert, der kann viel erreichen, aber auch scheitern. Zu leben ohne es zumindest versucht zu haben – das werden wohl nur die wenigsten Menschen wollen. Denn die romantische Liebe liegt in unserer Natur. Sie gibt dem Leben Sinn und verspricht einzigartige Momente der Lust. Sie kann aber auch in tiefe Verzweiflung führen und zur Quelle des Leidens werden, – denn „nichts auf dieser Welt“ ist „schwieriger als die Liebe“, wie der Schriftsteller Gabriel García Márquez gesagt hat.

Welche Rolle kann die Biologie, das Wissen über die Natur des Menschen, bei der Suche nach Liebesglück und sexueller Lust spielen? Es wäre unrealistisch, einfache Rezepte für alle Lebenslagen zu erwarten, die zehn besten biologischen Sex- und Liebestipps sozusagen. Dazu sind die persönlichen Wünsche zu unterschiedlich und die Chancen zu ungleich verteilt. Die Wissenschaft predigt auch keine neue Moral, die dem, was wir aus der Familie, den Medien, den Religionen und der Philosophie kennen, einen weiteren Katalog mit Vorschriften und Ermahnungen hinzufügt. Sie kann aber etwas anderes leisten: Sie kann falsche Ideen über das menschliche Liebesleben richtigstellen. Sie kann die Weltfremdheit der traditionellen Sexualmoral ebenso wie die Lebensfeindlichkeit gerade angesagter gesellschaftspolitischer Utopien aufdecken. Und sie kann Empfehlungen geben, welche Formen der Liebe in welchen Situationen erfolgversprechend sind und welche eher nicht.

Der Blick in die Welt der Tiere zeigt eine bunte Vielfalt an sexuellen Optionen und Beziehungsformen. Wenn ich einige davon näher schildere und auf Parallelen zum Verhalten der Menschen aufmerksam mache, dann heißt das nicht, dass alle Varianten gut oder vorteilhaft sind. Und es bedeutet noch viel weniger, dass sie mir persönlich gefallen oder dass sie den Leserinnen und Lesern gefallen sollen. Es

bedeutet zunächst nur, dass unser Liebesleben Formen annehmen kann, die so ähnlich auch bei anderen Tieren zu beobachten sind. Diese Übereinstimmungen können entstehen, weil ursprüngliche Instinkte in uns geweckt werden oder weil ähnliche Umwelten ähnliche Reaktionen hervorrufen.

Im Folgenden werde ich unterschiedliche Strategien der Liebe in ihren Vor- und Nachteilen betrachten, ohne sie zu bewerten. Ich werde mich sogar bemühen, auch negativ einzuschätzende Verhaltensweisen erst einmal stark zu machen. Warum? Weil ich der Überzeugung bin, dass man nur zu einem begründeten Urteil kommen kann, wenn man eine Sache von möglichst vielen Seiten betrachtet, ohne sie von vorneherein unter politischen, moralischen oder ästhetischen Bedenken zu begraben.

Es ist ja nicht nur aufschlussreich zu erfahren, was uns gefällt. Ebenso viel können wir aus Dingen lernen, die wir seltsam oder angsterregend finden. Die Biologie ist kein kitschiges Idyll, aber sie ist auch kein Horrorfilm. Sie hat etwas von beidem. Vor allem aber bietet sie einen unermesslichen Schatz an kulturell unberührter Lebenswirklichkeit. Davon können wir in unserem von der Natur oft so entfremdeten Leben kaum genug bekommen.

Die Biologie zeigt, dass das, was wir Liebe nennen, nichts Selbstverständliches ist, sondern dass alles auch ganz anders sein könnte. Und sie gibt einen Eindruck davon, wie sehr wir im Grunde unseres Herzens Naturwesen geblieben sind, denen der kulturelle Zuckerguss von Moral und Erziehung nur wenig anhaben konnte.

Wie sicher kann man sein, dass die biologischen Antworten auf die Rätsel des menschlichen Liebeslebens richtig sind? Es kommt darauf an. Manche Fragen lassen sich relativ eindeutig beantworten, bei anderen bleibt ein Rest von Zweifel, bei wieder anderen versteht man nur einen Teilaspekt und bei manchen tappt die Wissenschaft noch weitgehend im Dunklen.

Ob eine Erklärung als überzeugend empfunden wird, hängt aber nicht nur von ihrer Anerkennung durch die Wissenschaft ab. Ebenso wichtig sind persönliche Erfahrungen. Gerade bei Themen wie Sexualität und Liebe, bei denen jeder in gewisser Weise Experte ist, wird es unterschiedliche Sichtweisen geben, die alle ihre Berechtigung haben können.

Besonders aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang künstlerische Darstellungen, wie man sie aus der Literatur, dem Film oder dem Theater kennt. Denn sie erzählen nicht nur von individuellen Wünschen und Erlebnissen, sondern müssen ein größeres Publikum überzeugen. Das aber kann nur gelingen, wenn sie Fragen von allgemeiner Bedeutung auf eine Art und Weise behandeln, die es den Leserinnen und Zuschauern erlaubt, sich einzufühlen.

Wenn ich also aus Romanen und Filmen zitiere, dann soll das die biologischen Theorien illustrieren und ihnen zusätzliche Plausibilität verleihen. Damit ist nicht gesagt, dass jede fantasievolle Übertreibung und jede künstlerische Zuspitzung die Lebenswirklichkeit unmittelbar widerspiegelt. Selbstverständlich nicht. Aber sie müssen einen Kern Wahrheit enthalten, sonst würden sie uns nicht berühren. Wenn also beispielsweise sexuelle Untreue und Eifersucht sowohl im Tierreich als auch in Romanen und Filmen intensive Emotionen auslösen, dann bestätigt das die

Vermutung, dass es sich um Reaktionen handelt, die aus der menschlichen Natur entstehen und nicht nur künstlich anerzogen sind.

Sexuelles Begehren und Liebe gehören zu den stärksten biologischen Instinkten und sie geben den Liebenden eine beeindruckende Stärke und Unabhängigkeit. Vertraute Gewohnheiten und weltanschauliche Überzeugungen, Familienehre und berufliche Karriere, Moral, Gewissen und Freundschaften können dann zweitrangig werden. Und nicht zuletzt nehmen Sex und Liebe wenig Rücksicht auf die Liebenden selbst.

Wie oft schlafen Menschen miteinander, bevor sie ein Kind bekommen? Manchmal geht es sehr schnell, oft dauert es aber auch lang, klappt gar nicht oder ist nicht gewollt. Im Durchschnitt heißt das: Jedem einzelnen Kind stehen sage und schreibe tausendmal Sex gegenüber. Oder umgekehrt: In 999 von 1000 Fällen führt Sex nicht zur erfolgreichen Zeugung eines Kindes. Woher weiß man das?

Umfragen zufolge schlafen Frauen und Männer, die in Partnerschaften leben, zwischen ein- und dreimal pro Woche miteinander. Für die beiden fruchtbarsten Jahrzehnte – von Anfang zwanzig bis Ende dreißig – addiert sich das im Mittel auf die beachtliche Zahl von 2000. Da dem statistisch gesehen etwa zwei Kinder pro Frau gegenüberstehen, ergibt sich eine durchschnittliche Trefferquote von 1:1000. Dieser Wert dürfte einigermaßen realistisch sein.

Wie kann es sein, dass das scheinbar Normalste auf der Welt, die Fortpflanzung, zu einer Geschichte von tausend und einer Nacht wurde? Ist dieses extreme Missverhältnis eine Folge der modernen Lebensweise und letztlich unnatürlich? In diesem Zusammenhang wird man zunächst an Verhütungsmittel denken, die die Fruchtbarkeit gezielt herabsetzen. Es könnte sich auch um ein medizinisches Problem handeln, das beispielsweise durch Umweltgifte hervorgerufen wird. Aus biologischer Sicht ließe sich noch anmerken, dass ein so ineffizientes System, bei dem fortwährend kostbare Lebenszeit und Energie verschwendet werden, in einer natürlichen Umwelt längst zum Aussterben der Menschheit hätte führen müssen.

Diese und ähnliche Argumente klingen plausibel, aber sie beruhen auf der noch unbewiesenen Annahme, dass die enge Verbindung von Sex und Fortpflanzung erst vor vergleichsweise kurzer Zeit, vor wenigen Jahrzehnten, gekappt wurde. Aber ist das überhaupt richtig? Stehen wir hier vor einer neuen Entwicklung? Wurde unser Liebesleben tatsächlich durch die Erfindung der Antibabypille und die Lockerung der Sexualmoral revolutioniert? Ganz falsch ist diese Vermutung sicher nicht. Sie ist aber nur ein – eher kleiner – Teil der Wahrheit. Das zeigt ein Blick in die Frühzeit der Menschheit und auf unsere nächsten Verwandten im Tierreich.

Wie oft hatten unsere Vorfahren Sex? Ich meine nicht unsere Großeltern und Urgroßeltern, sondern unsere frühen Vorfahren, die vor mehr als zehntausend Jahren als Jäger und Sammler umherstreiften. Dazu gibt es leider keine direkten Informationen. Nach allem, was wir wissen, waren sie aber nicht prüde.

So findet man aus der Altsteinzeit dreieckige oder kreisförmige, mit einem Einschnitt versehene Zeichen, die Vulven, das heißt weibliche Genitalien, darstellen. Weitere Beispiele sind die Venus-Figuren mit ausladenden Brüsten und Hinterteilen. Auf der Schwäbischen Alb wurde erst kürzlich ein rund 28.000 Jahre alter, knapp zwanzig

Zentimeter langer Stein-Phallus entdeckt, über dessen Funktion gerätselt wird. Der Größe und Form nach könnte es sich durchaus um ein Sexspielzeug, einen Dildo, gehandelt haben.

Wir können also ziemlich sicher davon ausgehen, dass die Sexualität im Leben unserer Vorfahren eine wichtige Rolle gespielt hat, aber es gibt nur indirekte Hinweise darauf, wie sie ausgelebt wurde. Diese Lücke lässt sich vielleicht durch Berichte über das Sexualleben heutiger Jäger und Sammler schließen. Noch gibt es einige wenige Völker, bei denen weder die Lebensweise noch die technischen Errungenschaften der Moderne Einzug gehalten haben. Die weder Ackerbau noch Viehzucht, weder das Internet noch chemische Verhütungsmittel kennen. Und deren soziales Leben, Familienstruktur und sexuelles Verhalten aller Wahrscheinlichkeit nach dem unserer Vorfahren ähnelt.

Die im südlichen Afrika lebenden !Kung gehören zu den am besten untersuchten Jäger- und Sammler-Völkern. Wie die Ethnologin Marjorie Shostak berichtet, sehen sie „in Sex so etwas wie Nahrung. Ein Mensch kann ohne Essen nicht überleben, und der Hunger nach Sex kann dazu führen, dass jemand stirbt.“ Man schätzt, dass die !Kung zwischen einmal täglich und einmal pro Woche Sex haben. Da sie auch in der Schwangerschaft und Stillzeit miteinander schlafen, kommt es pro Geburt einige hundertmal zum Geschlechtsverkehr. Diese Zahlen sind etwas niedriger als in den Industrienationen der Gegenwart, was auch daran liegt, dass die Geburtenrate und die Kindersterblichkeit höher sind. Die Zahlen bewegen sich aber in einer ähnlichen Größenordnung und sie weisen ein fast ebenso gravierendes Missverhältnis auf. Wenn die !Kung und andere Jäger- und Sammler-Völker einen einigermaßen realistischen Eindruck vom Liebesleben unserer Vorfahren vermitteln, dann ist die Trennung von Sex und Fortpflanzung keine neue Entwicklung, sondern in der Natur des Menschen angelegt. Dann haben Verhütungsmittel und eine lockerere Sexualmoral zu einem moderaten Anstieg geführt, aber sie haben die menschliche Sexualität nicht revolutioniert. Dann war es nicht die Antibabypille, die „neue Formen der Liebe“ entstehen ließ und „die Frau zur Sex-Bombe“ machte, wie die Zeitschrift *Konkret* in ihrer Titelstory aus dem Jahr 1969 behauptete. Was aber war es dann?

Ist die Trennung von Sex und Fortpflanzung wenigstens etwas typisch Menschliches, eine Besonderheit, die uns von anderen Tieren unterscheidet? Auch hier ist die Antwort Nein. Bei Schimpansen werden einige hundert Kopulationen pro Geburt gezählt, bei Bonobos mit bis über tausend sogar noch wesentlich mehr. Ähnlich sieht es bei einigen Pavianarten aus.

Häufigen Sex gibt es aber nicht bei allen Affen- und Menschenaffenarten. Gibbons, Orang-Utans und Gorillas beispielsweise begnügen sich mit wenigen Paarungen. Allgemein können im Tierreich zwei oder drei Kopulationen zur Befruchtung ausreichen. Alles, was darüber hinausgeht, ist von dieser Warte aus überflüssig, mit Gefahren und Anstrengungen verbunden und erfordert eine andere Erklärung. An dieser Stelle sei zunächst festgehalten, dass „Lust ohne Last“, die Parole der 1960er Jahre, die Sex ohne Kinderwunsch propagierte, weder eine Laune unserer Zeit noch eine Besonderheit des Menschen ist. Auch einige Tierarten haben unter natürlichen Lebensbedingungen sehr viel häufiger Sex, als zur Fortpflanzung nötig wäre. Wenn es sich aber weder um eine Verhaltensstörung noch um eine Folge der modernen Lebensweise handelt, dann könnte man vermuten, dass häufiger Sex doch einen biologischen Nutzen hat. Aber welchen? Und vor allem – für wen?

Betrachtet man die Zahlen zur Paarungshäufigkeit bei den verschiedenen Tierarten genauer, dann stellt man fest, dass die Zunahme zum einen auf eine erhöhte Häufigkeit pro Tag zurückgehen kann. Bei Schimpansen beispielsweise kopulieren die Weibchen an einem Tag zwanzigmal und öfter mit zehn und mehr Männchen. Zum anderen kann es zu einer Verlängerung des Zeitraums kommen, in dem die Frauen bzw. Weibchen sexuell aktiv sind. Während das bei den Gorillas nur an zwei Tagen pro Zyklus der Fall ist, sind es bei den Schimpansen zehn, bei den Bonobos zwanzig Tage. Frauen schließlich sind während des gesamten Zyklus sexuell aktiv. Bei Menschen und Bonobos kommt noch hinzu, dass die sexuellen Aktivitäten während der Schwangerschaft und Stillzeit weitergeführt werden.

Das Sexualverhalten der Männer bzw. Männchen hängt in dieser Hinsicht ganz wesentlich vom Verhalten der Frauen bzw. Weibchen ab. Das heißt, die Männchen paaren sich im Allgemeinen immer, wenn es die Weibchen zulassen. Verlängern diese die zeitliche Dauer und die Intensität der Signale, dann kommt es zu entsprechend mehr Kopulationen. Die Vermutung, dass es den häufigen nicht-reproduktiven Sex vor allem deshalb gibt, weil er den Weibchen nützt, wird auch durch die Beobachtung bestätigt, dass sie die wiederholten Kopulationen nicht nur tolerieren. Bei den meisten sich häufig paarenden Arten geht die Initiative sogar überwiegend von den Weibchen aus.

Und beim Menschen? Wie die !Kung-Frau Nisa erzählt, hat eine Frau „immer sexuelles Verlangen. Und selbst wenn sie keinen bestimmten Mann will, spürt sie doch das Verlangen. Das Verlangen kommt direkt aus dem Herzen einer Frau.“ Einen Unterschied allerdings gibt es: Während die weiblichen Schimpansen und Bonobos ihre Bereitschaft durch auffällige Farben und Schwellungen der Genitalien weithin signalisieren, sind die zyklusabhängigen Fruchtbarkeitsignale bei Frauen fast völlig verschwunden.

Der Effekt ist aber in beiden Fällen gleich: Die fruchtbaren Tage sind schwer erkennbar. Das gilt ebenso für die sich daraus ergebende Notwendigkeit, über einen längeren Zeitraum hinweg Sex haben zu müssen. Als Mann weiß man in der Regel nicht, ob die Frau, mit der man schläft, gerade schwanger werden kann oder nicht. Und die Frau selbst weiß es oft auch nicht.

Dazu passt, dass die Menschen die einzige Primatenart sind, bei der es zu einer Dauerschwellung der weiblichen Brust kommt. So prosaisch lässt sich der Busen in der Sprache der Wissenschaft beschreiben. Das Besondere ist nun, dass die weiblichen Brüste ihre charakteristische Form in der Pubertät erhalten, das heißt mit der sexuellen Reife, und nicht während des Stillens. Auch deshalb werden sie – kaum überraschend – als permanentes sexuelles Signal aufgefasst.

Da Frauen auf diese und andere Weise kontinuierlich mehr oder weniger subtile Signale der Fruchtbarkeit aussenden, können sie während des gesamten Zyklus, zu allen Jahreszeiten, während Schwangerschaft und Stillzeit und im Alter sexuell aktiv sein und sind es auch oft. Damit soll nicht gesagt werden, dass Frauen ständig sexuell bereit sind. Selbstverständlich nicht. Sie sind es ebenso wenig wie die Männer.

Aber da ihr sexuelles Begehren weder direkt von Hormonen gesteuert wird noch zeitlich eng begrenzt ist, können sie ihr Verhalten davon abhängig machen, ob die Situation und der Partner geeignet sind. Damit aber gewinnen sie einen entscheidenden Zuwachs an Handlungsfreiheit.

Fazit: Die genannten Zahlen zur Häufigkeit, mit der Menschen und andere Tiere Sex haben, sind grobe Schätzungen, es gibt große individuelle Unterschiede und eine rein quantitative Betrachtungsweise sagt wenig über die Qualität des sexuellen Erlebens und über die mit ihm verbundenen Gefühle aus. Nichtsdestoweniger kann man zwei Ergebnisse festhalten:

Der Wunsch Sex zu haben, ohne dass es zur Schwangerschaft kommt, ist keine menschliche Erfindung, kein Ausdruck von Verantwortungslosigkeit und Sittenverfall, sondern Teil unseres evolutionären Erbes. Und er ist eine weibliche Erfindung: Das Missverhältnis zwischen der Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs und der Seltenheit der daraus resultierenden Schwangerschaften entsteht, weil die Weibchen bzw. Frauen auch in Zeiten, in denen sie nicht fruchtbar sind, sexuelles Interesse signalisieren.

Die Lockerung der Verbindung zwischen Sexualität und Fortpflanzung jedenfalls hatte weitreichende Folgen für unser emotionales Wohlergehen und Lebensglück, für die Partnerwahl, für die Art unserer Beziehungen, für das Familienleben und nicht zuletzt für das soziale Zusammenleben.

Sex kann einzigartige Empfindungen der Lust erzeugen, aus Fremden Liebende werden lassen und einer Zweierbeziehung Dauer und Leidenschaft verleihen. In den Medien wird er oft als harmloses Vergnügen präsentiert, das für Fitness, Gesundheit und Wellness sorgt. Im wohligen Schaumbad der Wollust soll dann nichts stören, weder Eifersucht, noch Liebeskummer, noch Scham, noch die Angst vor dem Versagen.

Für die negativen Seiten hat man oft die traditionelle, vor allem die religiöse Sexualmoral verantwortlich gemacht und sich von einer liberaleren Gesellschaft eine bessere, angst- und stressfreiere Sexualität erhofft. Ganz falsch ist das sicher nicht. Aber es ist auch nicht die ganze Wahrheit. Denn die Tatsache, dass Sex gefährlich, anstrengend und mit Schmerz verbunden ist, liegt in seiner biologischen Natur. Sex kostet Zeit, in der man arbeiten oder ausruhen, lesen oder spazieren gehen könnte. In früheren Zeiten war man den Gefahren der Umwelt ausgeliefert und noch heute gibt es Risiken – unerwünschte Schwangerschaft, Ansteckung, seelische Verletzung. Und nicht zuletzt kostet Sex Kraft.

Der eine oder andere wird sich darüber freuen, wenn auf so angenehme Weise ein paar Kalorien verbrannt werden. Wer aber nach einem anstrengenden Tag im Büro nach Hause kommt, für den kann das schon zu viel der Mühe sein. Und der mag der Versuchung erliegen, sich in die Welt der Fantasie zu flüchten oder sich mit einem Aufputschmittel in Stimmung zu bringen.

Fantasie und Spiel regen die Sinne an, bereiten auf ungewohnte Situationen vor und trainieren überlebenswichtige Reaktionen. Und nicht zuletzt lassen sich Dinge jenseits des Tatsächlichen ausmalen. Diese doppelte Funktion der spielerischen

Fantasie macht es oft schwer, zwischen dem zu unterscheiden, was Spiel ist und Spiel bleiben muss, und dem, was irgendwann Wirklichkeit werden soll.

Den Kontrast zwischen Traum und Realität kennen wir auch aus anderen Lebensbereichen. Und finden es selbstverständlich, dass begeisterte Krimileser nicht automatisch zu Verbrechern und Mördern werden. Ebenso verhält es sich, wenn ausgefallene sexuelle Fantasien im Privaten oder in der Literatur und im Film durchgespielt werden. In der Debatte um die Pornographie fällt dieser Unterschied oft unter den Tisch; vor allem, wenn es um die extremeren Formen geht. Zu Unrecht, wie ich meine. Das unbegrenzte Reich der Möglichkeit sollte es geben – aber eben nur in der Fantasie.

Sehnsüchte werden erst an Grenzen stoßen, wenn das individuelle Überleben und Wohlergehen und letztlich die Weitergabe der Gene an die nächste Generation gefährdet sind. Das gilt auch für Gesellschaften und Kulturen. Entscheiden sie sich für Formen des Zusammenlebens und moralische Regeln, die den biologischen Gesetzmäßigkeiten widersprechen, dann droht der Population ein vorzeitiges Ende. Daran wird sich nichts ändern, solange Menschen auf natürliche Weise gezeugt werden.

Insofern ist zu erwarten, dass unser sexuelles Verhalten relativ eng an die Notwendigkeiten der Biologie gekoppelt ist und nicht völlig frei durch das unbegrenzte Reich der Möglichkeiten flottiert. Wenn letzteres der Fall wäre, dann sollten Beispiele wie die Folgenden der Normalfall sein und keine Skurrilitäten und Sexmärchen.

Im Episodenfilm *Night on Earth* von Jim Jarmusch aus dem Jahr 1991 transportiert ein Taxifahrer, gespielt von Roberto Benigni, einen älteren Priester durch Rom. Der Taxifahrer nutzt die Gelegenheiten, um zu beichten, dass er nicht nur mit seiner Schwägerin, sondern auch mit Schafen und Kürbissen Sex hatte. Dabei redet er sich so in Begeisterung, dass er nicht bemerkt, wie sehr seine Erzählung dem herzkranken Priester auf der Rückbank zusetzt.

Noch einen Schritt weiter geht Roger Vadims Science-Fiction-Film *Barbarella* aus dem Jahr 1968, indem er die alte Idee der Sexmaschine ironisch auf die Spitze treibt: Barbarella, gespielt von Jane Fonda, soll in einer speziell konstruierten „Lustorgel“ durch ein Zuviel an sexueller Lust getötet werden. Sie nimmt die Herausforderung an, lässt die Maschine ihrerseits heiß laufen und zerstört sie dadurch. Über die moralischen und ästhetischen Aspekte der Geschichten darf man streiten, aber eines dürfte klar sein: Wer den Sex mit Tieren, mit Gemüse oder mit Maschinen dem Sex mit Menschen vorzieht, der kann leicht zur evolutionären Sackgasse werden.

Einschränkungen gibt es auch in anderer Hinsicht. So waren der sexuellen Freiheit für die längste Zeit der Menschheitsevolution Grenzen gesetzt, da die väterliche Fürsorge eng an die Vaterschaftssicherheit gekoppelt ist. Wenn sich kommunale oder staatliche Organisationen um die Kinder kümmern, verlieren zuerst die Väter, dann die Mütter an Bedeutung. Dann werden die Karten neu gemischt und die klassische Zweierbeziehung kann zum Auslaufmodell werden. Denn Sex und Liebe sind kein biologischer Selbstzweck, sondern ein Mittel zum Zweck.

Eines aber sollte man bei aller Begeisterung für die neuen Gesellschaftsmodelle nicht übersehen: Es muss sich erst noch erweisen, dass die neuen Formen des Zusammenlebens wirklich besser sind und dass sie überhaupt funktionieren. Denn grundlegende Veränderungen lassen sich in der Biologie nicht von einem Tag auf den anderen durchsetzen. Wenn eine Tierart über viele Generationen eine vergleichsweise stabile Lebensweise hatte, dann sind auch die dazu passenden körperlichen Merkmale und Verhaltensweisen entstanden.

Für uns Menschen heißt das: Die „Liebes-“ und Sexualhormone, die Anatomie von Penis und Vagina, der versteckte Eisprung, die Vorliebe für bestimmte Körperformen und vieles mehr sind evolutionär entstandene Anpassungen, die sich nicht einfach in Luft auflösen, nur weil sie persönlichen Wünschen oder politischen Programmen widersprechen.

Weil die evolutionär entstandene Hardware – unser Körper, unser Begehren, unsere Reaktionen – der Lebenswirklichkeit immer hinterherhinkt, muss auch unsere Sexualität konventionell, ja rückständig wirken. An manchen Punkten mag das lästig sein: Man denke nur an die Eifersucht, die in Zeiten von Vaterschaftstests und ökonomischer Unabhängigkeit der Frauen einen Teil ihrer Funktion verliert. In anderer Hinsicht wird man sich über die Beharrlichkeit der biologischen Anlagen freuen: So setzt unser angeborenes ästhetisches Empfinden der von Teilen der Boulevardmedien geförderten Verrohung und Verhässlichung eine Grenze.

Stets wird es zu mehr oder weniger geglückten Kompromissen zwischen den biologischen Anlagen und technischen Neuerungen kommen. Beispiele sind die Geschwindigkeit, mit der wir in den modernen Medien mit neuen Eindrücken konfrontiert werden, und das Übergewicht der visuellen Reize, der Bilder und Filme. Beide Tendenzen kommen uns ein Stück weit entgegen, denn Menschen sind neugierig und sie sind Augentiere. Aber diese Entwicklungen können auch zu einer Verarmung des Liebeslebens führen. Denn ebenso wichtig wie das Sehen ist das Fühlen und Tasten, das Riechen und Schmecken, das Streicheln und Küssen. Der Sex muss auch nicht immer ein Sprint sein, der auf schnellstem und geradestem Weg zum Orgasmus oder zur Schwangerschaft führt. Er kann als entspannte Wanderung beginnen, die Umwege macht, um Neues zu entdecken, und die verweilt, um den Reiz des Moments zu genießen.

Wir sind darauf programmiert, die Liebe und den Sex ernst zu nehmen, weil es um die genetische Zukunft jedes Einzelnen geht. Man kann versuchen, die damit einhergehenden Gefühle zu ignorieren, aber man wird sie nicht völlig abschütteln können. Denn alle unsere Vorfahren sind ihnen gefolgt, sonst gäbe es uns nicht. Um in der Lotterie des Lebens eine Chance zu haben, braucht man einen geeigneten Partner, der verlässlich ist. Und bei beidem, bei der Partnerwahl und bei der Paarbindung, spielt die sexuelle Lust mit.

Die Dichter haben die Macht der Liebe besungen und bewundert, religiöse und politische Weltverbesserer haben sie gefürchtet und verfolgt und noch heute verzweifeln wohlmeinende Eltern am romantischen Eigensinn ihrer Kinder. Und doch waren es diese scheinbar irrationalen Formen der Verliebtheit, die uns zu dem gemacht haben, was wir sind.

Einige unserer faszinierendsten körperlichen und geistigen Anlagen haben sich nur deshalb in der Evolution durchgesetzt, weil Frauen über viele hunderttausend Jahre Partner mit bestimmten Eigenschaften bevorzugten. Und weil die Männer nicht unterschiedslos mit allen Frauen schliefen, sondern eine sorgfältige Auswahl trafen. Durch die Partnerwahl haben sich die Geschlechter gegenseitig geformt. „Geformt“ ist im übertragenen Sinn gemeint, wenn es um den Charakter und die Talente geht. Aber es gilt auch im buchstäblichen Sinn: Die typisch weiblichen Formen, der Busen, die Taille und die Hüften, sind Ausdruck männlicher Vorlieben. So wie umgekehrt viele körperliche und charakterliche Merkmale der Männer das Resultat weiblicher Wünsche sind.

Die Partnerwahl ist so machtvoll, weil es in der Evolution letztlich nicht entscheidend ist, ob ein Individuum überlebt, sondern ob es Nachwuchs hat. Und dazu benötigt es meist einen Partner oder eine Partnerin. Von all dem weiß ein Tier nichts. Und als Mensch will man davon nichts wissen, wenn man verliebt ist. Nichtsdestoweniger kann jede romantische Begegnung eine wenn auch geringe Auswirkung auf das genetische Schicksal der Menschheit haben.

Die persönlichen Wünsche bei der Partnerwahl müssen nicht unbedingt dem entsprechen, was Familie und Freunde, Gesellschaft und Zeitgeschmack bevorzugen. Das mit Abstand wichtigste Kriterium, „gegenseitige Anziehung – Liebe“, steht für eine höchst private Entscheidung, über die sich nicht streiten lässt. Dabei geht es nicht nur um die absolut gesehen besten Voraussetzungen, sondern auch darum, ob sich zwei Menschen ergänzen und ob sie zu einander passen; charakterlich, vom Alter her, in den Interessen, in der Lebenseinstellung und nicht zuletzt bei den Genen.

Einige der dabei entscheidenden Faktoren sind nicht auf Anhieb erkennbar, sondern werden erst deutlich, wenn man sich näher kommt. Im Alltag, beim Küssen und nicht zuletzt beim Sex.

Aus biologischer Sicht sollte man sich also nicht zu früh, zu streng und nur aufgrund weniger Eigenschaften auf einen Kandidaten oder eine Kandidatin festlegen, sondern bei jedem Schritt immer nur diejenigen beiseitelassen, die definitiv nicht in Frage kommen. Nur so bleiben für die nächste Runde noch genügend Optionen. Denn vieles von dem, was wirklich entscheidend ist, lässt sich erst nach und nach erkennen.

Wenn die Biologie recht hat, dann können wir uns dabei weitgehend von unseren Instinkten leiten lassen. Man könnte sogar argumentieren, dass es eher stört, wenn man sich zu viele Gedanken macht. So ist es sicher nicht empfehlenswert darüber nachzugrübeln, welche genetischen Vorteile der Partner hat und welche chemischen Botenstoffe eine Rolle spielen, wenn man sich gerade verliebt hat. Vielmehr sollte man darauf vertrauen, dass unser Körper in der Regel die richtigen Entscheidungen trifft.

Ist das nicht alles verwirrend, kompliziert und vielleicht sogar undurchführbar? Ja. Aber genau so ist die Liebe. Wäre alles ganz einfach, dann müssten wir uns keine Gedanken machen.

Prof. Dr. Thomas Junker lehrt Geschichte der Biowissenschaften an der Universität Tübingen. Er hat zahlreiche Bücher und Artikel zur Geschichte und Theorie der Evolutionsbiologie und Anthropologie veröffentlicht. In den aktuellen wissenschaftlichen und weltanschaulichen Kontroversen hat er sich engagiert für die Vermittlung evolutionsbiologischer Kenntnisse eingesetzt.

Bücher (Auswahl):

- Die verborgene Natur der Liebe - Sex und Leidenschaft und wie wir die Richtigen finden. Verlag C.H. Beck. 2016.
- Die 101 wichtigsten Fragen: Evolution. Beck'sche Reihe, 7033. Verlag C.H. Beck. 2011.